

Predigt 17.11.2019 – Warum?

Psalm 116,1-9:

*Ich liebe den Herrn, denn er hört
meine Stimme, mein Flehen.
Er hat sein Ohr zu mir geneigt,
ich will ihn anrufen mein Leben lang.
Stricke des Todes hatten mich umfassen,
Ängste des Totenreichs mich befallen,
ich geriet in Not und Kummer.
Da rief ich den Namen des Herrn an:
Ach, Herr, rette mein Leben.
Gnädig ist der Herr und gerecht,
und unser Gott ist barmherzig.
Der Herr behütet die Einfältigen;
bin ich schwach, so hilft er mir.
Finde wieder Ruhe, meine Seele,
denn der Herr hat dir Gutes getan.
Du hast mein Leben vom Tod errettet,
mein Auge vor Tränen bewahrt,
meinen Fuss vor dem Sturz.
Ich darf wandeln vor dem Herrn
im Land der Lebenden.*

Matthäus 7,7-12:

Bittet, so wird euch gegeben; sucht, so werdet ihr finden; klopf an, so wird euch aufgetan. Denn wer bittet, empfängt; wer sucht, der findet; wer anklopft, dem wird aufgetan. Wer unter euch gäbe seinem Sohn, wenn er ihn um Brot bittet, einen Stein, und wenn er ihn um einen Fisch bittet, eine Schlange? Wenn also ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben zu geben wisst, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel denen, die ihn bitten, Gutes geben. Also: Wie immer ihr wollt, dass die Leute mit euch umgehen, so geht auch mit ihnen um! Denn darin besteht das Gesetz und die Propheten.

Predigt: Ich liebe den Herrn, denn er hört meine Stimme, mein Flehen. Er hat sein Ohr zu mir geneigt, ich will ihn anrufen mein Leben lang...

Mit diesen Worten beginnt der Psalm 116, aus dem wir schon ein paar Verse gehört haben, und ich möchte sie auch an den Anfang meiner Predigt stellen, ich habe nämlich in unserem Bibelnachmittag versprochen, dass ich die Frage nach Gott, der unsere Bitten erhört, heute zum Thema machen würde, habe aber natürlich schon gewusst, dass das kein einfaches Unterfangen wird!

Nun, es bleibt heute wohl einfach einmal bei einem Annäherungsversuch...

Manchmal erleben wir das ja wirklich selber, manchmal geschieht in unserem eigenen Leben etwas, wo wir nachher sagen müssen: Ja, da hat Gott mich gesehen,

hat gehört, was ich ihn vielleicht nicht einmal zu bitten gewagt hatte, hat mir geschenkt, was ich brauchte...

Ich habe es selber auch schon erfahren, etwa als ein Arzt vor meinen Ohren zu einem Kollegen gesagt hat, meine Frau Milena müsse an Leberkrebs leiden, oder als bei mir Lungenkrebs diagnostiziert wurde, habe beide Male bange, endlose Wochen durchlebt, und ich kann mich richtig einfühlen in den Psalmdichter, der schrieb *Stricke des Todes hatten mich umfassen, Ängste des Totenreichs mich befallen, ich geriet in Not und Kummer* – bis dann endlich der befreiende Befund kam: Es war ein Irrtum, eine voreilige Fehldiagnose, beide Male!

Ja, in solchen Situationen bekommt der alte Psalm plötzlich wieder neues Leben, spricht zu uns, und wir spüren: Ja, es stimmt auch, was Jesus uns sagt: *Bittet, so wird euch gegeben, sucht, so werdet ihr finden, klopft an, so wird euch aufgetan.*

Und doch meldet sich in mir auch immer eine andere Stimme, eine Stimme, die zu mir sagt: Was ist denn mit all den vielen Menschen, denen Erdbeben und Wirbelstürme, Überschwemmungen und Feuersbrünste, Krieg und Krankheiten nicht nur Hab und Gut, auch ihre Gesundheit, sogar das Leben ihrer Lieben genommen haben? Haben sie vielleicht nicht gebetet, nicht den richtigen Glauben, gehören sie nicht der richtigen Religion an? Hat Gott sie deshalb nicht erhört?

Manchmal wird so etwas ja gesagt, gerade auch unter gläubigen Christen.

Und man könnte ja fast meinen, es müsse wohl so sein! Denn entweder stimmt es doch, was Jesus sagt, und dann hört Gott auf unsere Bitten, folglich liegt es nicht an ihm, wenn sie uns nicht erfüllt werden – oder es kann eben nicht stimmen, und dann hätten wir auch keinen Grund, ihm zu vertrauen. So einfach ist das doch!

Und das macht uns Angst, lässt manchmal Zweifel aufkommen, erschüttert unseren Glauben immer wieder, so geht es uns allen, denke ich.

Und dann sind wir versucht, uns unser Weltbild fast mit Gewalt wieder zurecht zu biegen und sagen zum Beispiel: Wo Gott, in unseren Augen, nicht gibt, worum man ihn bittet, da ist es eben die Schuld des Menschen. Und wir finden hundert Gründe, ausgerechnet jene Menschen zu verurteilen, denen es eh schon schlecht geht, die eh schon unter ihrem Schicksal zu leiden haben!

Doch für uns geht geht die Welt wieder auf, die Kirche steht noch im Dorf, wir selber brauchen keine Angst mehr zu haben vor dem, was das Schicksal für uns bereit halten könnte. Erdbeben geschehen sowieso in Italien, Wirbelstürme in Amerika. Punkt.

Ist das nicht sehr brutal, wenn wir so denken? Sehr selbstgerecht auch? Und was, wenn es uns doch einmal selber trifft? Dann bleibt uns nichts anderes mehr, als die andere Lösung, die ich schon angetönt habe: Dann lehnen wir eben Gott selber ab, meinen, den Beweis gefunden zu haben, dass es eben doch nicht stimmt, dass er uns liebt, dass er eben doch nicht hinhört, wenn wir zu ihm beten – oder dass es ihn schlicht und einfach eben gar nicht gibt.

Ja, entweder, er ist da und hilf, oder er eben nicht. So einfach ist das.

Oder vielleicht doch nicht?

Wir alle kennen die Geschichte von einem Mann, der auch auf die Hilfe Gottes gehofft hatte, bis zuletzt. Hin- und hergerissen war er, hatte Todesängste ausgestanden, dann doch wieder Vertrauen gefasst zu Gott; anstatt abzuhaufen und

sich zu verstecken, hatte er sich seinem Schicksal gestellt, in der Gewissheit, dass Gott ihn nicht allein lassen würde – doch dann, unvorstellbar grausam lebendig an ein Holzkreuz genagelt, muss er der Tatsache ins Auge sehen, dass er nicht mehr mit einem Wunder rechnen kann, spüren, dass er dies nicht überlebt.

Hatte er selber, Jesus von Nazareth, nicht zuvor den Menschen gepredigt, „*wer bittet, der empfängt*“?

Hatte er nicht gesagt: „*Oder ist unter euch jemand, der seinem Sohn einen Stein gibt, wenn er ihn um Brot bittet, und wenn er ihn um einen Fisch bittet, eine Schlange? Wenn also ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben zu geben wisst, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel denen Gutes geben, die ihn bitten!*“

Und nun kommt es ihm vor, als ob er von seinem und unserem Vater nur den Stein, nur die Schlange bekommen hätte, obwohl er doch sein Leben lang nichts anderes gesucht hatte, als sich für Gott einzusetzen, die Menschen zu ihm zu zurückzubringen, sie von seiner Liebe zu überzeugen! *Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen*, hat er noch geschrien, bevor er starb.

Er hat es sich zumindest, im Unterschied zu uns, nicht allzu leicht gemacht, nicht gleich kategorisch den Schluss gezogen, das es keinen Gott geben könne; er hat sich nicht selber eine einfache Antwort gegeben, sondern die Frage an Gott gerichtet und offen gelassen: Warum? Warum hast Du mich verlassen?

Solche Fragen dürfen auch wir manchmal stellen, ja, auch wir dürfen sie laut ausschreien, das brauchen auch wir manchmal, damit wir unseren Zweifeln Luft geben können, uns mit einem lauten Schrei frei machen.

Ja, ich möchte wirklich sagen: Tun wir das nur, haben wir keine Scheu davor! Hadern wir mit Gott, wenn unser Schicksal uns zu schwer vorkommt, wenn wir das Gefühl haben, es nicht mehr ertragen zu können!

Lauthals heraus: Warum, Gott, warum?

Nein, nicht weil wir es verdient hätten! Nein, nicht weil irgend jemand es verdient hätte! Dann nämlich, sagt Jesus an einer anderen Stelle, dann gäbe es gar keinen Menschen mehr, dem das schwerste Schicksal erspart werden könnte.

Wir Menschen, sagt er sich und uns, wir sind nicht gut, ja, wir sind sogar „böse“, das haben wir in unserem Lesungstext gehört, und an anderer Stelle schliesst er auch sich selber ausdrücklich mit ein: *Nenne mich nicht gut*, sagt er einmal zu jemandem, *nur einer ist gut, Gott selber*.

Nur: Stimmt das? Oder ist Gott vielleicht doch nicht so gut? Zeigt sich hier der verborgene, unverständliche, dunkle Gott, von dem Theologen manchmal auch reden?

Ja, in gewisser Weise stimmt das schon. Gott zeigt sich von einer Seite, die wir nicht kennen und nicht erwarten – aber eben, wie so oft, ganz anders, als wir es uns vorstellen könnten.

Und das ist, glaube ich der Punkt: Oft kommt es nicht so, wie wir uns das zurechtlegen. Das heisst aber nicht, dass Gott uns verlassen hätte. Das hat sich ja gerade an der Geschichte des Jesus von Nazareth so eindrücklich gezeigt!

Es stimmt, sein irdischen Leben ist am Kreuz zu Ende gegangen. Aber es war nicht das Ende, vor dem er sich so gefürchtet hatte.

Gott hatte ihn nicht verlassen, sondern durch den Tod hindurch begleitet, zu einem neuen Leben, einem Leben, von dem wir nur etwas ahnen können, aber in seinen Erscheinungen vor den Frauen, vor den Jüngern, vor Paulus, da ist es auch für uns einen Augenblick lang fassbar, sichtbar geworden.

Das, denke ich, ist es, worauf wir immer vertrauen dürfen: Gott lässt uns wirklich nicht allein. Nie. Auch im schlimmsten Augenblick nicht, gerade im schlimmsten Augenblick nicht.

Das hat er uns an Jesus zeigen wollen; das ist es auch, was wir wirklich so nötig haben, für unser Leben! Manchmal können wir es nicht gleich fassen, wie auch Jesus es nicht gleich fassen konnte. Manchmal müssen wir unsere nagenden Fragen, unsere Zweifel herausschreien, wie auch Jesus seine anklagende Frage an Gott herausgeschrien hat.

Doch Gott tut alles andere, als uns dafür zu ignorieren oder gar bestrafen! Denn er versteht uns besser als wir selbst, und wer so versteht, wer sich so ganz einfühlt, der kann nicht anders, als gern haben, als lieben. Und so liebt uns Gott eben gerade in diesen Momenten ganz besonders! Gerade wenn wir mit ihm im Clinch, im offenen Kampf, im Hadern sind, ist er uns ganz besonders nah, weil er ja auch versteht, wie schwer es uns oft fällt, mit unserem Schicksal zurecht zu kommen, wie schwer es uns fällt, ihn in diesem Moment noch wahrzunehmen.

Und er tut dabei alles, um uns zu helfen, uns zu geben, was wir brauchen – und manchmal hat er ja auch wirklich recht viel zu tun, um uns die Kastanien aus dem Feuer zu holen, bei all dem Schaden, den wir Menschen einander gegenseitig anrichten...

Und so verstehen wir plötzlich, weshalb unser zweiter Lesungstext so abrupt und anscheinend ohne Zusammenhang von einem Thema ins andere springt. Gerade noch hatte Jesus davon gesprochen, wie Gott uns, als liebender Vater, nur Gutes gibt, wenn wir ihn bitten, und dann fährt er, auf den ersten Blick ganz unbegreiflich, fort und sagt: *Also: Was immer ihr wollt, dass euch die Leute tun, das tut auch ihnen. Denn das ist das Gesetz und die Propheten.*

Sicher ein Kernsatz unserer Bibel, sicher ein Satz, der uns sofort einleuchtet – aber was hat er mit dem vorangehenden zu tun? Es muss viel sein, wenn wir auf die Wortwahl Jesu achten: Er leitet mit „also“ vom einen zum andern über.

Ja, wenn Gott uns gebe, worum wir ihn bitten, dann sollten auch wir einander so begegnen, wie wir selber es wünschten, dass man uns begegnet; einander tun, was wir gern an uns getan sehen; einander behandeln, wie wir gern behandelt werden.

Sicher einmal nur schon aus Dankbarkeit. Dankbarkeit, Gott gegenüber. Dann aber auch, weil es uns Menschen hilft, selber das Gute zu erfahren in unserem Leben. Auch, weil wir uns dann nicht immer gegenseitig Hindernisse in den Weg stellen, sondern offen werden für das Gute, das Gott uns möchte erfahren lassen.

Und wer weiss, vielleicht möchte er ja gerade, dass auch wir, jede und jeder von uns, manchmal sein Werkzeug sind, durch das er jenen Menschen Gutes schenken kann, Hilfe schicken, Wärme geben, die es ganz besonders brauchen...

So hat er vielleicht gerade uns damit beauftragt, jene Tür für ihn aufzutun, an die jemand klopft. Hören wir seinen Auftrag? Hören wir das Klopfen?

Vielleicht sind wir es ja selbst, die da draussen vor der Tür stehen, und haben es nicht einmal gemerkt, doch wenn wir ernst nehmen, was Jesus uns gesagt hat, wenn wir uns daran halten: *Was immer ihr wollt, dass euch die Leute tun, das tut auch ihnen ...* dann spüren wir plötzlich selber: Ja, die Tür geht wie von Zauberhand auf einmal auf...

Gestern blies ein kühler Wind um meine Ohren,
und die Sonne schien und brannte warm auf mein Gesicht,
dennoch hab' ich tief in mir gefroren,
war's der Herbstwind nur, ich weiss es nicht...

Gestern Glut und heute Eis, morgen endlich Ruh?
Hab' versucht mich einzuschliessen,
auszusperren, was ich seh'n nicht mag,
dachte, so das Leben zu geniessen,
ganz für mich, an jedem neuen Tag.
Für die Andern sollten Andre bangen
und ich machte, was allein ich will,
doch der Frost sass fest, auf meinen Wangen,
und der Sturm blies drinnen; draussen war es still.
Jetzt will ich raus! - die Tür, jedoch, bleibt zu...

Durch das Fenster seh' ich Plaudern,
Lachen, wie ich's längst nicht mehr getan,
und ich spür' erst jetzt mit Schaudern:
"Klopfet an, so wird euch aufgetan".